Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 21

Artikel: Leo Migis Frau
Autor: Kaiser, Isabella
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672115

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ich mich um, um noch einmal einen Blick in dieses Tälchen zu werfen. Oben auf der Höhe wartete der Wagen und rüstete zur Talfahrt. Ein Programm, an einen Baum geheftet, verhieß auf den Abend eine stimmungsvolle Augustfeier. Zu sagen braucht es wohl hier oben an einem solchen Tage nicht viel. Der Boden, Flur und Steine reden, und aus der Tiefe herauf hallt der mächtige Ruf des längst Verblichenen: „Seid einig, einig, einig!"

Lore Migis Frau.

Von Isabella Kaiser.

Frau von Hagen schritt durch den aufsteigenden Wiesenpfad dem Oberdorf zu. Ein Frohgefühl beseelte ihren Gang; sie hatte einen Entschluß gefaßt.

Der Sommer spann noch seine weißen Fäden über alle Hecken, aber herbstlicher Ernteduft stieg schon von den Stoppelfeldern, und früchteschwer hingen die Äste der Nußbäume tief über den Weg.

Traumhaftes Licht lag auf der Erde.

Die Fremde mit den reifen stillen Zügen unter dem ergrauenden Scheitel trug Witwenkleidung.

Auf halber Höhe wandte sie sich um und blickte auf den See zurück. Er schimmerte im Glanz der Abendsonne. Ein Erwarten regte sich in ihr. Sie überschaute sinnend das bergumschlossene Bild. Unten sonnte sich liebreich gebettet, wie ein Lamm im Schoß des Hirten, das braune Dorf Beggenried. Ja, sie hatte es täglich empfunden, seit sie hier zur Kur weilte; es lag etwas Hilfespendendes, Schützendes in dieser ernsten, kraftstrotzenden Landschaft, eine heilige Mütterlichkeit.

Das blaue Wasser trieb wiegend die schweren Nauen vorwärts. Der Weih flog seinem Horst im Niederholz zu. Aus den Gehöften tönte das wohlige Gackern der Hühner. Der Wildbach sprang aus dem Schoß der Erde und zog befruchtend durch das Gelände, und überall weidete das Vieh mit klingendem Behagen.

Ein Hauch unendlicher Liebe strich wie friedevoller Atem über die Erde, und er rief im Herzen der einsamen Frau die Sehnsucht nach dem Kinde wieder mächtig wach.

Sie hatte das Glück der Mutterschaft nie gekannt, es bangte ihr vor der Heimkehr nach dem Norden, da niemand ihrer harrte in dem Heim, wo sie allein mit ihrem nutzlosen Reichtum hauste.

Da reifte der Gedanke in ihr, eines jener Kinder, die sie auf der Straße so freundlich grüßten und die barfuß, mit einem Jodel auf den Lippen, aufwuchsen wie Wildgras zwischen Felsen, mit sich heimzunehmen an Kindesstatt. Wie würde sie sich an der herbkeuschen Natürlichkeit dieses Kindes erfrischen, und welch lockende Fernsicht, dem unberührten Geist alle Quellen des Wissens zu erschließen.

Sie hatte sich an den Dorfpfarrer gewandt.

Er sagte ihr, daß es in der Gemeinde an Kindern nicht fehle und daß die ärmsten Bürger am reichsten damit gesegnet seien. Da gab es oft eine zwölfköpfige Schar, die sich mühsam und gottesehrlich mit dem kargen Verdienst eines Taglöhners durchrang. Dort sollte sie anklopfen. Und Frau von Hagen machte sich auf den Weg zu Lore Migis Frau, die man ihr als eine der Bedürftigsten nannte.

Auf der Lielibrücke wurde sie von einem kleinen Mädchen eingeholt, das mit einem Brot im Arm heimtrippelte.

„Guten Tag, Kleine!"

„Guetag!" Das Kind hob nur zögernd die Augen. Ein weltscheuer Reiz lag in dem klaren Blick.

„Wer bist du?"

„'s Lore Migis Fränzili."

„Was macht dein Vater?"

„Saffe."

„Und die Mutter?"

„Sie ist derheime."

„Hast du Geschwister?"

„Hä?"

„Ich meine, sind viele Kinder daheim?"

„Ja, fünf Buobe, vier Maiteli und noch ein Kleines."

„Willst du mich zu deiner Mutter führen?"

Das Kind schritt ihr voran mit ernster Miene und war nicht mehr aus seinem Schweigen zu bringen. Sein Gesichtchen nahm einen frommen, in sich gekehrten Ausdruck an.

„Sag, Fränzili, würdest du gerne mit mir kommen in eine schöne Stadt?"

„Nähä!" Sie schüttelte den Kopf so energisch, daß ihr dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur hin und her flog.

Im Oberdorf drängte sich Hütte an Hütte, wie eine hungrige Herde. Über den morschen Balken der Wetterdächer hockte die Armut. Die blinden Scheiben standen ohne Vorhänge. Not und Ent-

behrung guckten aus jedem Fenster, Moos und Wildgras krochen durch alle Spalten.

Eine zerfallene Holztreppe führte in einen rußgeschwärzten Vorraum. Spärliches Licht fiel von oben durch den offenen Kamin, und der Talwind schlug die Rauchwolken zurück. Eine Frau mit einem Säuglinge im Arme hantierte am steinernen Herd. Sie wandte sich ohne Verlegenheit um, als sie das Fränzili mit einer „Fremden" eintreten sah, und führte sie in die Stube.

„Guetag, Frau!"

Ein grüner Kachelofen, Holzstabellen, ein rohgezimmerter Tisch und viele Kinder standen darin.

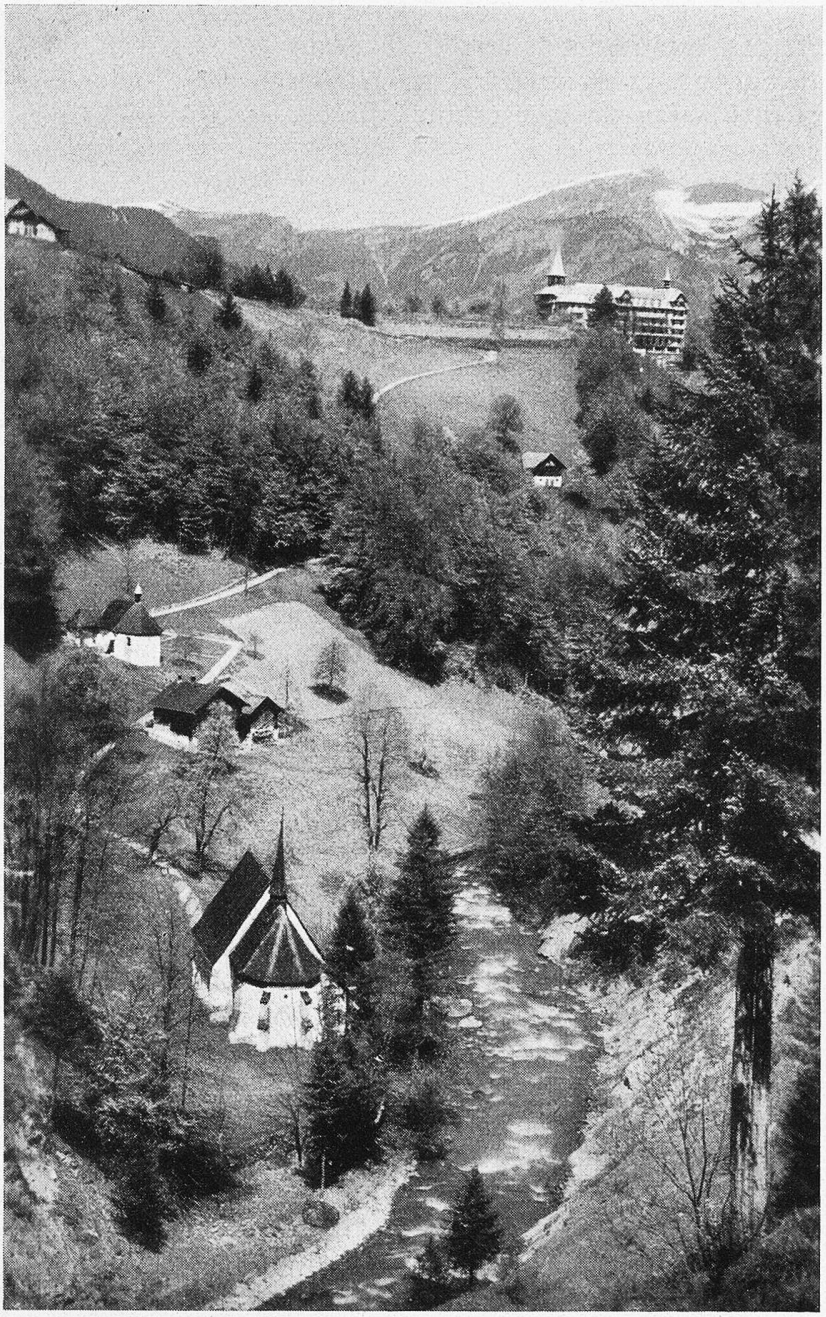
Weiter nichts.

An der Wand hingen ein Herzjesubild und eine Muttergottes mit den sieben Schwertern. Darunter stand die Inschrift: „Gloria in excelsis Deo!" Durch das offene Fenster sah man auf wogendes Wiesengras, und der nahe Berg warf seinen Riesenschatten.

Die Kinder blickten alle erwartungsvoll auf die schöne Frau, als sollte ihnen ein Wunder erblühen.

Die Fremde zögerte. Alle drängten sich um die Mutter wie Kücken um die Henne.

Ihr Anliegen war schwer anzubringen angesichts dieser anschmiegenden Zusammengehörigkeit.



Flüeli-Ranft.

„Eine hübsche Schar!" sagte sie sanft. „Der Herr Pfarrer schickt mich her. Ich möchte anfragen, ob Sie mir wohl eines der Kinder mitgeben würden nach Berlin?"

„Ja... wie meinen Sie?... Die Kinder sind wohl noch alle zu klein zum Dienen..."

„Nein, nicht so, ich möchte eines annehmen an Kindesstatt."

„Ja so... ja, man könnte schon sehen... sie kosten schon viel, alle miteinander, und verdienen kann noch keines etwas."

„Ich würde Ihnen selbstverständlich eine entsprechende Abfindungssumme ausrichten. Auf ein paar tausend Mark kommt es mir nicht an, und ihnen wäre damit geholfen.

Über die abgehärmten Züge der Mutter zog ein jähes Erschrecken, und es leuchtete begehrlich in ihren Augen auf.

„Jesus Maria! Ja das wäre schon ein schönes Stück Geld für unsereinen... Dann könnten wir ein „Heimili" kaufen und einen Gaden bauen für das Vieh. Das wäre etwas für den Mann."

„Ja und das Kindchen soll bei mir gut aufgehoben sein... Es wird ihm nichts fehlen."

„Ich möchte es den „Gofen" schon gönnen, sie hätten's wahrscheinlich bei der Madame besser. Keines hat nur ein rechtes „Gwandli" mehr, und zu essen haben wir immer Milchkaffee... Fleisch das ganze Jahr nicht..."

Während sie sprach, blickte Frau von Hagen die Kinder der Reihe nach prüfend an. Sie waren alle wie aus gleichem Holz und nach demselben Muster gemodelt, mit zarten Gliedern, langen schmalen Gesichtern und weißer knapper Stirn. Die Augen waren graublau wie blühender Flachs und die Haare wie reifes Korn. Nur in der Größe verschieden, standen sie da wie ungleiche Garben auf dem Felde.

Und sie wußte nicht, welches sie am liebsten hätte heimtragen mögen. Ihr Blick blieb am ältesten Buben haften. Sein Lächeln war bergfrisch und seine Art so treuherzig. Er gefiel ihr.

„Den da!" frug sie zögernd.

„Das ist ysärs Buebili, der Joseb", sagte die Mutter mit heimlichem Stolz. Sie zupfte sein zerrissenes Hemd zurecht und sagte entschuldigend: „Er hat auch „keis Tseppili" mehr und möchte schon ein Hirthemd wie die Großen..."

„Würden sie ihn mir mitgeben, den Joseb? Ich will schon für alles sorgen."

Die Mutter stutzte.

„Ja, warum gerade diesen da? Es ist der älteste, er kann schon etwas verdienen. Er ist Meßdiener. Der Pfarrherr würde ihn nicht gern hergeben, und ich habe ihn schon gemeldet für Martini beim Berg-Melch als Knecht."

„So... So... Was willst du denn werden, Joseb?" frug Frau von Hagen.

„Buir!" antwortete der Bub mit heller Zuversicht.

„Jaso! Freilich, in Berlin ginge das nicht gut an... Nun denn, ein anderes Kind! Das Fränzili hat mir zwar schon vorhin erklärt, daß es nicht fortgehen mag... Oder Fränzili, hast du dich anders besonnen?" fragte sie schmeichelnd.

„Nähä!" wiederholte das Mädchen und senkte die weltfremden Augen. Und sein dünnes Zöpfchen mit der roten Schnur flog wieder hin und her.

Die Mutter lächelte.

„Ja, das ist ein „Frommes"; es läutet noch nicht „Wysi", so hockt es schon in der Kirche mit dem Rosenkranz. Der Pfarrer meint, es gibt einmal ein Klosterfrauli ab..."

Dann blickte die Mutter suchend im Kreise herum und lachte:

„Sie stehen alle da wie „Stegetrittli"... Aber diese zwei da, den Tenili und den Meiradi, könnte man nicht von einander trennen."

„Warum, wenn ich fragen darf?" forschte Frau von Hagen, die an den bildhübschen Buben mit den blauen Augen Gefallen fand.

„Es sind halt „Zweierli"! Sie hängen wie Ketten aneinander; wenn man den einen wegnähme, würde der andere draufgehen. Wenn ich den Tenili ausklopfe, so flennt der Meiradi."

„Freilich, freilich, Zwillinge gehören zusammen... Aber das Mädel dort mit den klaren Guckäugelein?"

„Sie meinen das Pailineli, das ist ein schlimmes und ein „Ploderi". Das ist dem Vater sein „Sazili"; es bringt ihm morgens und abends das Essen in den Steinbruch draußen, und laufen kann's wie ein „Räderli", und beten wie ein „Tell". Das kann man schon brauchen! Wahrlich!"

Da wandte sich die Fremde der nächsten Nummer zu, einem Bub, der, beide Hände in den Hosentaschen, sie mit leuchtenden Wangen und schimmernden Zähnchen frohgemut anlachte.

„Und du, kleiner Mann, du siehst so unternehmend aus, möchtest du weit, weit fortgehen?"

„Jo!" rief er, und seine Augen blitzten ungeduldig.

„Ja, der Jackili", rief die Frau, „der läuft uns immer davon... Das ist einer! —"

„So, so, Jackili, wollen wir zusammen fahren mit dem Dampfschiff und mit der Eisenbahn?"

„Die immer „em tschi-tschi, em tschi-tschi" macht?" frug er gespannt.

„Jo, jo!"

„Und wohin fahren wir, Buebli?"

„Uf d'Alp."

„Ja, was sollten wir auf der Alp?"

„Halt's Väh hüten!"

„Ach nein... Das ging' nicht... Kann ich dir etwas schicken aus Berlin, Jäckli, wenn's Christkindlein kommt?"

Der Bub schwieg.

„Sag's nur ganz frech der Madame!" ermutigte die Mutter.

Da blickte er sie an, strahlend, vor scheuer Hoffnung:

„Chüeli!"

Die Frau sagte fröhlich: „Der kann schon fein jodeln und Fahnen schwingen wie ein Senn und Beeren sammeln für die fremden Herrschaften."

Da bemerkte Frau von Hagen, daß sich ein Kind hinter dem Rock der Mutter verbarg und nur verstohlen von unten herauf die Fremde an-

Zelle mit Kapelle des sel. Bruder Klaus.

sah. Es war nicht aus den Falten seines Versteckes herauszulocken.

„Komm doch hervor, du dummes „Hudili"!" schimpfte die Mutter. „Sonst sag' ich's einmal dem „Bergmandli" ... Die ist ein wahres Furchtbethli, sie braucht noch den „Nunni" zum Einschlafen. Sie fürchtet sich vor dem „Tokili" und dem „Belima" und flennt, wenn es nachts auf dem Dach so schön tschäderet."

„Was heißt das: „tschädere"?" fragte die Fremde.

„He, wenn es so „flederet"."

„Ja, was ist denn das „Fledere"?"

„Ja, wenn es so „töselet"."

„Ach, Sie meinen wohl, wenn es regnet?"

„Eh, ja, natürlich."

Da beugte sich Frau von Hagen zu einer dreijährigen Kleinen, die das Gesicht verzog und jämmerlich zu heulen anfing mit offenem Mund und zugekniffenen Augen. Die ganze Kammer wurd von ihrem Schreien erfüllt.

„Sei stillili, du Brieli dui!" mahnte die Mutter. „Sonst kommt der Hudilima und packt dich! Es fremdet halt, man kann ihm nichts antun."

Die Kleine hörte nicht zu schreien auf, bis der Bub sie hinaustrug.

Es lag noch ein winziges Geschöpfchen in einem Waschkorb gebettet und blickte mit rätselhaften, bangen Augen empor.

„Der Paili ist „neime" nicht recht z'weg. Der Doktor meint, wir bringen ihn nicht durch. Essen tut er wie ein „Vegili" und war einst ein so gesundes „Mugerli"."

Die Fremde wandte sich betrübt ab.

Als letztes blieb der Säugling, den die Frau im Arm trug. Sie lachte herzhaft.

„Ja, das Kleine, das ist denn g'wiß z'klij's!"

„Gewiß, es wäre mir zu klein, ich wüßte nicht, was ich mit so einem Würmchen anfangen sollte."

„Jesses, jetzt habe ich halt keins mehr ... Wirklich!"

Sie lächelte verlegen, weil sie nichts mehr anzubieten hatte.

„Wenn ich nur elfe hätte, so könnten Sie das elfte schon haben ... Gott's Namen, man kann es nicht erzwingen!"

Durch das offene Fenster drangen jetzt die Klänge der Betzeitglocke.

Es duftete nach Gottesfriede und Waldgeruch.

Das „Fränzili" stellte die Kinder an die Wand, schlug ein Kreuz und betete mit kindlich feierlichem Tonfall: „Gegrüßt seist du, Maria!"

Frau von Hagen trat leise aus der Stube ...

War die Stube wirklich so leer und armselig, wie es ihr beim Eintritt vorgekommen war? Und war die Küche immer noch voll Rauch?

Das Herdlicht leuchtete im Dämmerschein des engen Alltagskreises. Und was dort oben hockte auf den morschen Balken, war es die böse Not oder sorgende Genügsamkeit?

Sie blickte auf das Haus der Armut, und die Worte der betenden Kinder kamen ihr in den Sinn: „Gegrüßt ... voller Gnaden ..."

Und wie Lore Migis Frau sie höflich bis zur Schwelle begleitete, als hätte sie ihr etwas abzubitten, sah noch die Fremde, daß sie gesegneten Leibes war ...

„Adie, Frau ... Kommen Sie vielleicht en anderes Mal ... Und nüd für unguet! — ..."

Nidwaldner 1798.

Die für das Vaterland gezeugt,
Die Braven fielen ungebeugt:
So Greis wie Jüngling, Mann wie Frau;
Die Walstatt ward zur Totenau.
Und über Leichen, Schutt und Brand
Ging das Entsetzen durch das Land.
Jetzt im Verein mit Galliens Hahn
Kräht mancher keck: „O toller Wahn,
Ein Häuflein Hirten, ungeschlacht
Im Kampfe mit des Korsen Macht!" —
Was Übermacht? Was Überzahl?
Der Freiheit nur galt ihre Wahl,
Der Freiheit, die unsterblich siegt,
Ob sie auch blutend unterliegt.

Wann einst durchs Land der Heerbann geht,
Panier und Helmbusch blutig weht,
Dann sei's zum Sieg, zum Untergang,
Klingt's nur in freier Enkel Sang:
Die für das Vaterland gezeugt,
Die Braven fielen ungebeugt!

Fridolin Hofer.

Wandlungen.

Von Meinrad Lienert.

Und nun leben wir im zwanzigsten Jahrhundert nach Christi Geburt. Es ist unglaublich, wie weit es die Menschheit, die Abendländische voran, seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf gar vielen Gebieten gebracht hat. Und wenn man genauer auf die Errungenschaften hinsieht, so muß man von dieser Zeit bis in die heutige hinein sagen: Technik ist Trumpf! Während man in den Tagen unserer Urgroßväter noch nur zu Pferd, in Wagen oder, übers Meer, mit Segelschiffen recht mühsam und langwierig, aber freilich geruhsamer reisen konnte und oft Monate brauchte, um nach Amerika zu kommen, hat man nun die so geschwinde Eisenbahn, seit kurzem sogar durch alle Berge. Ferner hat man das windspielrasche Auto, auch zu Tal und über alle Berge. Und heute sogar Flugzeuge, die uns in einigen Stunden über Länderstrecken bringen, die sonst Tage erforderten, die schon die Meere überfliegen und bis nach Thule, bis an den Nordpol gelangen. Erst vor ein paar Tagen in diesem Jahre 1930, da ich das alles schreibe, ist der Zeppelin, dieses stolze deutsche Luftschiff, als ein silbergraues, fliegendes Riesenschiff, mit Menschen über unser Land, ruhig und sicher, als verstände sich das von selbst seit Adamszeiten, hinweggezogen. Die Leute machen sich schon nicht mehr viel draus; so schnell gewöhnt man sich heutzutage an die merkwürdigsten Schöpfungen oder Entwicklungen auf technischem Gebiet.

Aber wir haben noch Schnelleres, weit Geschwinderes als Auto und Luftschiff bekommen. Zu Urgroßvaters Zeiten mußten sich noch die reitenden Boten und die Läufer mit Ach und Krach um die Verbreitung der Nachrichten in der Welt herumtreiben, wodurch diese Nachrichten zwar recht altbacken, aber wie altbackenes Brot auch bekömmlicher, leichter verdaulich wurden. Diese einfache Fuß-, Pferd- und Kutschenpost vertrug also auch die Zeitungen, die vor einem Jahrhundert noch recht spärlich und von ganz kleinem Format waren, während man mit den heutigen Zeitungen und Zeitschriften Himmel und Erde fast über und über tapezieren könnte. Dann aber erhielten wir zu Großmutters Zeiten auf einmal den Telegraphen, und als ich noch ein Knabe war, kam das Telephon, durch das man jetzt sich zwischen Altdorf und Genf, ja zwischen Wien und